

Mein Buenos Aires

Den Tango überlasse ich dem Zufall

Schulspeisungen, Hinterhöfe und die eifersüchtige Liebe für die Ränder einer verborgenen Stadt / Von Josef Oehrlein

Wenn ich durch die Straßen von Buenos Aires laufe, geht manchmal jemand neben mir her. Der unsichtbare Begleiter redet unaufhörlich davon, dass er hier und da schon gewohnt habe und dass aus jener Zeit nicht mehr viel vorhanden sei. Recht hat er, denn Palermo, das Viertel, das er am stärksten durchwacht hat und das er am meisten mochte, wird heute von einer wirren Masse gesichtsloser Hochhäuser beherrscht. Palermo ist auch mein Buenos Aires geworden. Jorge Luis Borges, der Dichter und in den letzten drei Jahrzehnten vor seinem Tod 1986 erblindete Seher, hat mir nicht nur in dem Viertel, in dem ich nun schon fast ein Jahrzehnt lebe, die Augen geöffnet für das alte Buenos Aires, das sich hinter den Hochhäusern verbirgt.

Die Straße Jorge Luis Borges, früher Calle Serrano, führt von der Plaza Italia nach Palermo Viejo, in das „alte“ Palermo, das erstaunlich viele Zeugnisse aus der Borges-Zeit bewahrt hat. Jeden Augenblick könnte eine der alten Straßenbahnen durch das Viertel rattern, an vielen Stellen liegen die Schienen noch da. Palermo Viejo ist inzwischen, leider, zu einem der schicksten Viertel geworden, aber auch zu einem der kulturell regsamsten. Nach der Krise von 2001 sind unzählige alte Wohnhäuser und einstige Werkhallen luxussaniert worden. „Palermo Soho“ oder „Palermo Hollywood“ heißen die neuen Flaniermeilen. Die Crews der internationalen Fluggesellschaften wissen besser als die Bewohner des Quartiers, welches Designerlokal gerade en vogue ist.

Am Rand von Palermo Viejo liegt eine Gaststätte, die nichts von Design an sich hat. Es gab sie schon lange vor dem Rummel. Auf magische Weise füllt sich die unwirtliche Halle an jedem Freitagabend bis auf den letzten Platz. Der Schulspeisesaal im Gebäude der armenischen Gemeinde verwandelt sich dann in ein öffentliches Restaurant. Die Mütter kochen armenische Köstlichkeiten, die Schüler bedienen, die Väter kassieren. Der Reinerlös ist für die Kasse, aus der alljährlich eine Reise für die Schüler in ihre weit entfernte Urheimat Armenien finanziert wird.

An den Abenden in der Schulmensa wird mir immer wieder klar, welchen Reichtum an unterschiedlichen Kulturen, Konfessionen und Traditionen Buenos Aires birgt. Ihr friedlich-freundliches Miteinander ist mehr als reines Multikulti. Das war schon so, als die Armenier nach den Verfolgungen an den Rio de la Plata flohen oder als etwas später Juden, Nationalsozialisten und Araber zugleich in Argentinien Zuflucht suchten. Und das ist noch heute so, da Neuzugler wie wir mit offenen Armen aufgenommen werden.

Als wir nach Buenos Aires kamen, haben wir uns keine Minute fremd gefühlt. Außerdem trafen wir auf die wunderlich-

ten Genies: auf den Holzhändler, der mit wissenschaftlicher Akribie die Lieder von Franz Schubert zu analysieren weiß, auf den Versicherungsangestellten, der sich als wandelndes Kulturlexikon erweist, den Rundfunkjournalisten, der sowohl geistvoll Opernaufführungen bespricht als auch kompetent Fußballspiele kommentiert, auf den Besitzer eines traditionsreichen Eisladchens, der sich als Maler und Galerist betätigt.

Auf der Linie A der „Subte“, der 1913 eröffneten ersten Strecke der U-Bahn, fahren noch einige der aus den Anfangsjahren stammenden belgischen Garnituren. Die Holzkonstruktion des Wageninneren schwankt und ächzt, als befände man sich in einer Kutsche; die Tulpenlampchen an der Decke mit ihrem milden schimmerigen Licht machen das Bimmelbähnchen aber erst so richtig heimelig. Die Avenida de Mayo, unter der die Subte-Linie A entlangführt, könnte im Madrid der Vorbürgerkriegszeit liegen. Oder im Paris von Haussmann. Die Prachtstraßen, die die Casa Rosada, das Regierungsgebäude, mit dem Kongress verbindet, ist noch immer das Buenos Aires, das einmal

Paris, Madrid, London und New York zugleich sein wollte.

Borges, meinen unsichtbaren Begleiter, interessieren die Prachtbauten wenig. Ihn faszinieren die Randviertel und Vorstädte, hinter denen in seiner Jugendzeit gleich die Pampa begann. Und deshalb drängt er mich immer wieder, ganz weit in das Labyrinth, als das er Buenos Aires stets begriffen hat, hineinzulaufen. Ich habe gelernt, mit dem nur scheinbar ordentlichen Schachbrettmuster zurechtzukommen. Tatsächlich enthält es unendlich viele Fallen und Hindernisse, wenn man die fast immer löcherigen, ungepflegten Gehsteige entlangläuft. Ich verliere mich gern in dem Labyrinth. Oft nehme ich bewusst eine Diagonale, laufe im Zickzack. Auch wenn überall die phantasielosen Neubauten vordringen, finde ich immer neue Nischen, in die sich das alte Buenos Aires verkrochen hat. Zum Beispiel in den zauberhaften Off-Theaterchen, die sich in den unscheinbarsten Hinterhöfen eingerichtet haben, oder in der Eckneipe, die sich seit den Zeiten, als sie eine Pulperia war – ein Kramladen mit Ausschank – kaum verändert hat.

Dort, wo Borges noch das freie Feld der Pampa sah, als er noch sehen konnte, liegt heute ein Labyrinth im Labyrinth, das zu betreten ich mich nur in Begleitung von Leuten wage, die darin wohnen. Es ist die „Villa 15“. Die Bezeichnung ist irreführend. Es ist keine „Villa“ im deutschen Sinn, sondern eine Elendsiedlung, ein Gewirr von primitiven Behausungen, aus einfachsten Materialien zusammengeschemstert. In Buenos Aires werden diese Sammelbecken von Armut und Aggression, Drogenmissbrauch und Kriminalität mit Ziffern bezeichnet. Die „Villa 15“, die auch „Verborgene Stadt“ heißt, ist besonders berüchtigt. Sie hat sogar eine Art Wahrzeichen: eine weithin sichtbare gepenstete Klinikruine aus der Perón-Zeit, „das Krankenhäuschen“ genannt.

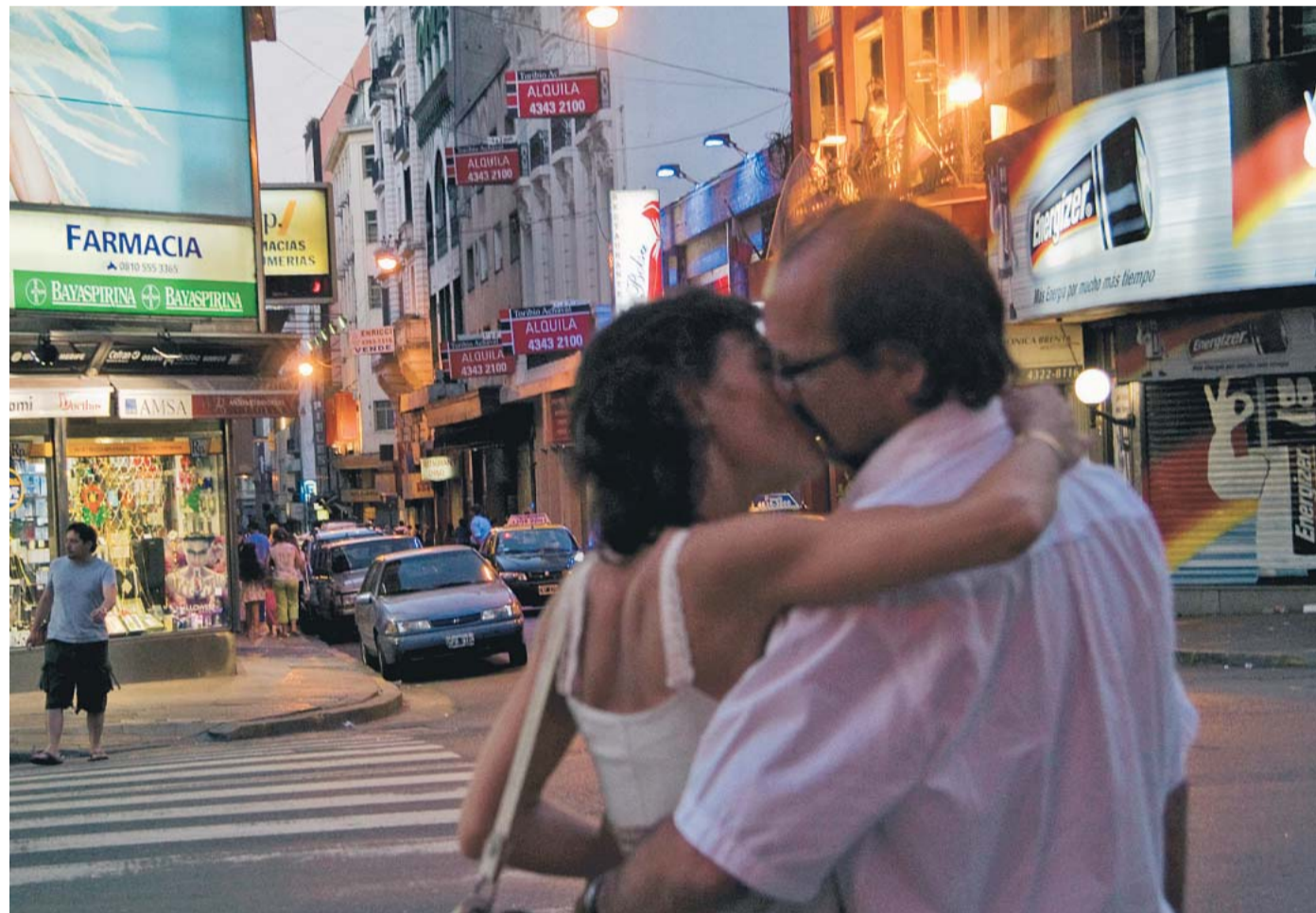
Zu Füßen des Monstrums hat sich ein wenig Hoffnung eingemistet. In einem Hort versuchen die Bewohner, Kindern, durchweg Sozialwaisen, etwas Betreuung zu bieten, damit sie nicht ganz ins Elend abgleiten, in der dieser wie anderen Villas verbreiteten Billigdroge „Paco“ verfallen, und damit sie vielleicht sogar eine Chance finden, dem Sumpf zu enttrinnen.

Wir haben dort beobachten können, wie sich das periodische Auf und Ab der argentinischen Politik zwischen relativer Prosperität und tiefer Krise zuallererst und ganz direkt in der verarmten Bevölkerung auswirkt. Derzeit sorgt die Inflation dafür, dass es wieder einmal bergab geht. Man sieht es an den steigenden Zahlen von Kindern und Erwachsenen, die in die Volksküche des Horts kommen.

Es gibt, das muss ich noch bekennen, verschiedene Buenos Aires, die nicht mein Buenos Aires sind. Dazu zählt das laute, versmogte „Microcentro“ mit seinen Büros, Banken und Geschäften und den touristendurchfluteten Fußgängerzonen. Ich suche es nur auf, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Mein Buenos Aires ist auch nicht Puerto Madero, das sich vom heruntergekommenen Hafenviertel zum exklusivsten Quartier einer Fauna aus Schickeria, Politprominenz, Neureichtum und Halbwelt entwickelt hat. Und es ist nicht das Tango-Buenos Aires, für das die meisten ausländischen Besucher die weite Flugreise an den Rio de la Plata in Kauf nehmen. Das ist sowieso eine Welt für sich, auf ihre Art auch ein Labyrinth. An irgendeinem Punkt in San Telmo verschwinden die Tango-Aficionados auf magische Weise in ihrem Milieu, um ihr vorwiegend nachtaktives Programm abzuarbeiten, und tauchen erst wenige Stunden vor dem Heimflug wieder auf.

Begegnungen mit dem Tango überlasse ich dem Zufall. Es waren bisher wenige, aber dafür um so intensivere Tango-Abenteuer, zu unpassender Zeit oder an unwirtschaftlichem Ort. Zum Beispiel bei den Mittagskonzerten des inzwischen verstorbenen „Carlitos“ Garcia und seines „typischen Tango-Orchesters“. Oder in der schweren Krise vor ein paar Jahren, im Raum eines verschwiebelten Weinclubs, an den sich der große Bandoneonist Néstor Marconi verdingen hatte und der dort seinen „Blasebalg“ zu Höchstleistungen antrieb. In solchen Augenblicken öffnet das Bandoneon den Zugang zur Seele von Buenos Aires. Ein einziger, langgezogener Ton vermag die ganze melancholische Lebensfreude dieser Stadt zu beschwören, ihr Wehklagen, ihr Lachen, ihr Leiden.

Dann spüre ich, weshalb ich nach jeder Reise in andere südamerikanische Länder froh bin, wieder zu Hause in meinem Buenos Aires zu sein. Wahrscheinlich hat mich Borges, während wir durch sein altes Palermo gestreift sind, mit seiner „eifersüchtigen Liebe“ zu der Stadt angesteckt. Wenn jemand von ihm wissen wollte, wohin es sich in Südamerika zu reisen lohnt, dann hat er geraten, Kolumbien kennenzulernen, oder er hat Montevideo empfohlen. Buenos Aires nie. „Das ist eine viel zu graue Stadt, viel zu groß, zu traurig“, hat er geäußert. Er meinte, die anderen hätten kein Recht dazu, dass ihnen Buenos Aires gefällt. Recht hat er.



Wo das Herz der Stadt gerade besonders laut schlägt, das darf man in Buenos Aires nicht die Einheimischen fragen, sondern die Crews der internationalen Fluggesellschaften.

Bel Ami: Die Amerikaner eröffnen ihre neue Botschaft am Pariser Platz in Berlin, aber die Gäste können sie nicht empfangen

UPDATE

Wer am Freitagabend den Pariser Platz in Berlin betrat, um bei der Feier zur Eröffnung der amerikanischen Botschaft dabei zu sein, musste denken, hier werde nicht die Botschaft eröffnet, sondern der Pariser Platz.

Das Gelände war, von Höhe Adlon angefangen, bis hinter das Brandenburger Tor abgesperrt, und wie auf einem Flughafen wurden die Gäste durch Sicherheitschleusen geleitet. Dahinter lag der Platz, voller

Stehstische und von Pavillons gesäumt, in denen offenbar Speisen vorbereitet wurden. Links war eine Tribüne für Ehren Gäste aufgebaut, die Stühle trugen schon die Namen derer, die später da sitzen würden. Rechts stand die Bühne für die Musikkapelle und in der Mitte das Podest, von dem Angela Merkel, George Bush, der Vater, und der amerikanische Botschafter William Timken die Reden halten wollten.

Es war in den Tagen und Wochen zuvor in der deutschen Presse kaum Schmeichelehaftes über die Architektur der Botschaft geschrieben worden. Die Vergleiche, die herangezogen wurden, waren auch für einen schmucklosen Bau keine Zier und reichten von „Alcatraz“ bis zu „osteuropäische Grundschule“. Der frühere Botschaf-

ter John Kornblum vermutete, dass hinter der „zum Teil maßlosen“ Kritik „eine gute Portion Bush-Bashing“ stecke, was, selbst wenn es stimmt, nur zeigt, dass Amerika mit diesem Präsidenten offenbar nicht einmal mehr eine Botschaft eröffnen kann, ohne dafür kritisiert zu werden.

Trotzdem standen nun, da Eröffnung gefeiert werden sollte, mehr als viertausend gut angezogene Menschen auf dem Pariser Platz, und nicht wenigen erschien es doch immerhin möglich, dass der Bau innen vielleicht viel schöner war, als er von außen wirkte. Leider stellte sich für die allermeisten von ihnen nach wenigen Minuten heraus, dass die Amerikaner vorhatten, die Botschaftereröffnung ganz ohne Eröffnung zu feiern. Das Gebäude blieb den

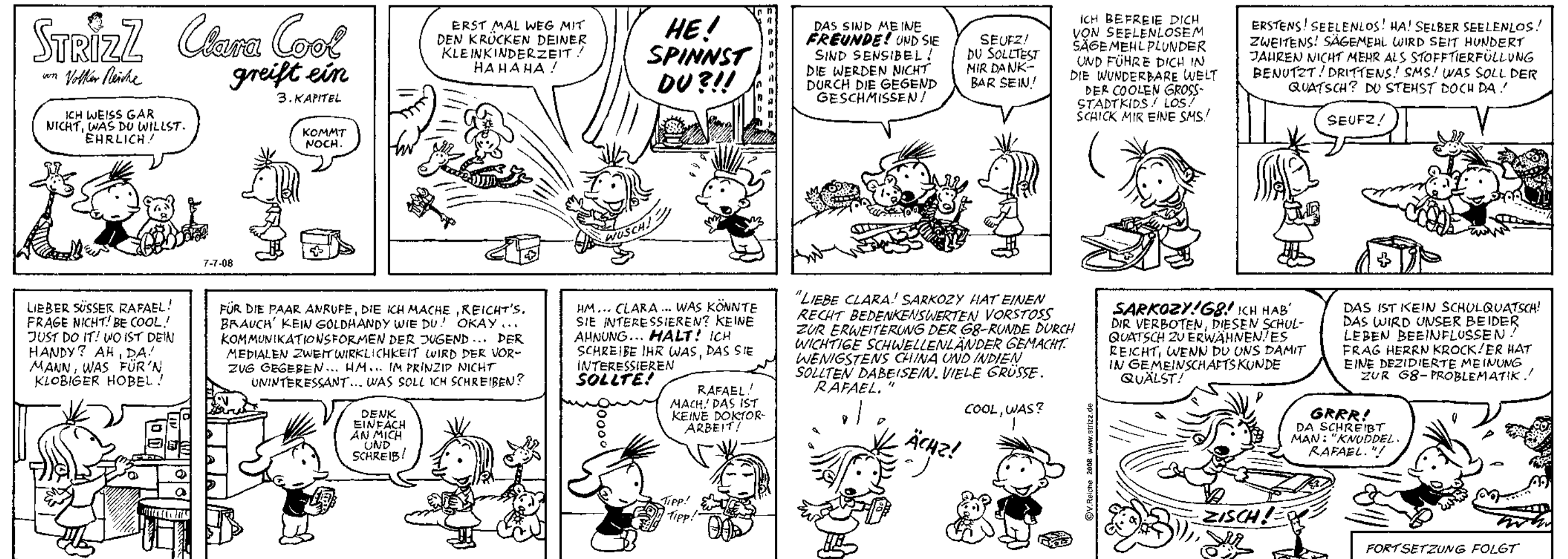
Gästen verschlossen, und was die Botschaft der für sie auf dem Platz ausgerichteten Feier angeht, waren die meisten darüber am Ende zumindest verwirrt.

Dabei waren die Voraussetzungen für eine Feier ideal. Siebenundsechzig Jahre nachdem die Vereinigten Staaten ihre Berliner Botschaft aufgaben, weil Hitler ihnen den Krieg erklärt hatte, kehrten sie an den Pariser Platz zurück und vollendeten sein Ensemble. Da, wo die Lücke neben dem Brandenburger Tor daran erinnerte, dass hier der Todesstreifen verlief und wo 1989 die Menschen auf der Mauer getanz hatten, eröffneten sie ihre neue Botschaft. Wie immer sie auch aussieht, sie ist ein Schlussbild.

In den Reden von George Bush und Angela Merkel fehlte der Bezug nicht, er wur-

de nur von verschiedenen Seiten der Mauer genommen. Bush sagte, er habe immer daran geglaubt, dass die Mauer fallen werde, Merkel sagte, sie habe sich das nie vorstellen können. Dann verschwanden sie wieder im Gebäude und ließen die Gäste mit Burgern von Burger King, Kaffee von McDonald's und Chips mit Salsasoße allein. Es hatte zu regnen begonnen, keiner kann für das Wetter, aber unpassend war es nicht. Unfroh ging der Tag zu Ende.

Ende Juli, heißt es, soll Barack Obama nach Berlin kommen, der Mann, über den in der deutschen Presse manchmal berichtet wird, als wolle er Präsident in Europa werden und nicht in Amerika. Man wird sehen, wie er sich macht neben dem Brandenburger Tor. MARCUS JAUER



Andor Izsák Foto dpa

Altes hebräisches Liedgut, einmalig

Wenn zur Auftaktveranstaltung der Präsident des Europäischen Parlaments spricht, der niedersächsische Ministerpräsident und der Oberbürgermeister, und zur Eröffnung im November der Bundespräsident kommen will, weiß man: Der Ideengeber hat Tatkraft und Energie, Charme und Hartnäckigkeit. Andor Izsák nutzt diese Gaben für sein „Europäisches Zentrum für jüdische Musik“ an der Musikhochschule Hannover. Dass die Landeshauptstadt zu dessen Standort wurde, beruht auf Zufällen des Lebenslaufes und auf dem Entgegenkommen Niedersachsens. Izsák, 1944 in Budapest geboren, war nach seinem Musikstudium in Budapest zunächst Organist an einem der größten jüdischen Gotteshäuser in Europa sowie Chorsänger mit Schwerpunkt auf jüdischen Liedern. Seit seinem Umzug nach Deutschland 1983 bemühte er sich als Direktor eines Forschungsinstituts, die Musik der zerstörten Synagogen zu finden und zu sammeln.

Izsák vermag spielerisch munter über jüdische Musik und Orgeln zu plaudern und dabei Fachfremde in seinen Bann zu ziehen – etwa mit der Behauptung, die heutige Schlagerindustrie wie auch die Opernmusik lebten von alten hebräischen Liedgut. Die Tradition der jüdischen Tempelmusik erneuerte sich vor zweihundert Jahren, zwei Jahrtausende nach der Zerstörung des Salomonischen Tempels.

Auch wenn Izsák umfassend denkt und wirbt: Sein Schwerpunkt liegt auf Orgeln. Falls er sich mit einem Wort kennzeichnen sollte, dann sei das „Orgeljäger“, berichtet er mit schelmischem Unterton. Er habe sich in Orgeln verliebt, und dabei sei es geblieben. Er, der als Kleinkind im Jüdischen Getto von Budapest nur durch wunderbare Fügungen überlebte, will gegen das Vergessen kämpfen. Die meisten der zweihundert Orgeln, die es 1933 in deutschen Synagogen gab, gingen 1938 in Flammen auf; einige stehen jetzt in katholischen Kirchen. In seinem Eintreten für Orgeln ist er nicht unumstritten: Die jüdische Orthodoxie duldet im Gottesdienst keine Instrumentalbegleitung. Dabei sieht sich Izsák als zwar liberal im Denken, aber auch als orthodoxer Jude.

Den Orgeln, der Forschung und der Lehre will er Raum geben. Eine nach dem jüdischen Industriellen Siegmund Seligmann benannte Stiftung erwarb mit Spenden des Landes und von Unternehmern die ehemalige Villa des Fabrikanten in Hannover. Hier soll nicht nur ein Orgelmuseum entstehen, sondern auch ein Institut der Hochschule für Musik und Theater, an der Andor Izsák als Professor Synagogale Musik lehrt. Geleitet wird er vom Erleben der ungarischen Sakralmusik in seiner Kindheit. Mit Villa und Stiftung will er das Feuer dieser Erinnerung bewahren und weitergeben. ROBERT VON LUCIUS